

Rauchwolken am Horizont

Ansgar Warner

Rauchwolken am Horizont

Feuilletons
aus der Welt
nach 9/11

E-Book-News Press

Impressum

Copyright © 2013
Ansgar Warner
E-Book-News Press
Medienbüro Mitte
Rungestr. 20 (V)
10179 Berlin

ISBN-13: 978-1491079874
ISBN-10: 1491079878

Covergestaltung:
E-Book-News Press
unter Verwendung einer Aufnahme
von Hightechdad
(cc-by-2.0)

Über den Autor

Ansgar Warner (Jahrgang 1971) ist Chefredakteur und Herausgeber von E-Book-News, dem Online-Magazin rund um das Thema Elektronisches Lesen.

Als Journalist wie als Literatur- und Kulturwissenschaftler war er immer schon an der Nahtstelle zwischen alten & neuen Medien unterwegs. 2006 promovierte er an der HU Berlin zum Thema Radio-Essay der Fünfziger Jahre, danach folgte die journalistische Tätigkeit für Zeitungen wie auch Rundfunk). Mittlerweile arbeitet er als freier Autor & Producer im Medienbüro Mitte (Berlin).

Inhalt

Vorwort	S. 9
Dominanz des Tatsächlichen	S. 13
Rauchwolken am Horizont	S. 35
Fahrenheits Eleven	S. 53
Terror, Pop & Prada Meinhof	S. 71
Expeditionen in die Unendlichkeit	S. 87
Anhang	S. 105

Vorwort

Spätestens seit 9/11 stellt sich eine alte Frage mit neuer Dringlichkeit: Wie kann man der Geschichte, die uns eines Tages alle umbringen wird, entkommen? Denn ihren „Real-Roman“ erzählt sie Alexander Kluge zufolge ohne Rücksicht auf uns, es sei denn, wir erzählen eine „Gegengeschichte“. Genau darum geht es in den hier versammelten Artikeln, Reportagen und Kolumnen – um Menschen, Maschinen und Methoden, die mit der Dominanz des Tatsächlichen umgehen können, oder zumindest grandios dabei scheitern. Material dazu hat das 20. Jahrhundert ohnehin genug geliefert, doch auch die Nuller Jahre des Milleniums haben schon ihre Rauchwolken am Horizont hinterlassen.

Im Kapitel „Dominanz des Tatsächlichen“ tauchen altbekannte Gestalten wie Wolfgang Koeppen, Walther Kempowski oder Erich Loest auf, die das umtriebige 20. Jahrhundert erlebt, verzettelt und beschrieben haben. In ihren Reise-Essays, Doku-Fiktionen und historischen Romanen arbeiten sie fast so wie Grimmelshausen in seinem „Simplizissimus“. Der sei schließlich, so Koeppen, nichts anderes als ein „in die Zeit gehängtes Netz“ gewesen, in dem sich alles nur denkbare Material verfangen habe. Doch das Netz ausspannen, das ist leichter gesagt als getan – das zeigt zugleich ein Blick auf Burkhard Spinnen, der sich in „Der schwarze Grat“ an der Biografie eines mittelständischen Unternehmers

Vorwort

versucht hat, was am Ende nur in Form einer „Meta-biografie“ gelang, die den Entstehungsprozess gleich mit erzählt.

Das titelgebende Kapitel „Rauchwolken am Horizont“ legt den Finger in eine Wunde namens Berlin. In der Lokalprärie der neuen Hauptstadt wird nicht nur dem seltsam ortlosen Führerbunker ein Besuch abgestattet, sondern auch dem knarzenden Gestühl der Humboldt-Universität, dem Feindflugblatt-Archiv der Staatsbibliothek, Theodor Plieviers Weltkriegs-Klassiker „Berlin“ (Teil drei einer Trilogie, die mit „Moskau“ und „Stalingrad“ begann, und eigentlich – als Tetralogie – mit „Bonn“ enden sollte), sowie einem polarisierenden Urania-Vortrag kurz nach dem 11. September.

Noch mehr Qualm geht vom Kapitel „Fahrenheit's Eleven“ aus, sowohl analog wie auch virtuell. Denn es geht um Bücherverbrennungen und ihre Folgen für das kollektive Gedächtnis, egal ob gestern, heute, oder morgen. Gegengeschichte kann auch durch das Verschwinden der Geschichte entstehen. Die Methoden auf dem Weg ins kulturelle Nirwana ändern sich, der Effekt bleibt: Während zu Ray Bradburys Zeiten die Bücherfeuerwehr noch Schmöcker aus Papier verbrannte, wird sie in Zukunft wohl eher Bücher löschen, aber in diesem Fall elektronische Versionen, wo auch immer sie gespeichert sein mögen. Wie sagte Bradbury schon zu recht: „There is more than one way to burn a book“.

Es folgt das Kapitel „Terror, Pop und Prada Mein hof“. Das klingt weit hergeholt. Doch war Pop nicht mal revolutionär? Genossen die Revolutionäre nicht Populärkultur? Liebten sie nicht selbst die Populärkultur? Be-

Vorwort

sichtigen kann man das anhand der Geschichte des Underground-Stadtmagazins „Agit 883“, für das Holger Meins sein Talent als Comiczeichner unter Beweis stellte. Liest man einen rezenten Roman wie Bernhard Schlinks „Wochenende“, scheinen von der RAF nach 9/11 jedoch bestenfalls noch Episoden für die Heimatfront übriggeblieben zu sein. Da scheint das Internet mehr Klasse zu haben – war doch sein Miterfinder Vannevar Bush kein simpler Nerd, sondern als Geheimdienstler auch Experte für’s „Silent Killing“. Inzwischen hat der legendäre Große Bruder Konkurrenz bekommen: dafür steht Cory Doctorows Hacker-Roman „Little Brother“, eine Post-9/11-Fiktion, deren Held nicht zufällig Winston heißt.

Den Abschluss bildet das Kapitel „Expeditionen in die Unendlichkeit“. Denn schließlich geht es um ein sehr weites Feld: vom Sinn und Zweck anthroposophischer Kunst in der „Stadt des KdF-Wagens“ über literarische Sans-Papiers im Marbacher Archiv sowie die Erfolgsgeschichte Wuppertaler Kommunarden in der schwäbischen Provinz bis hin zu einer fiktiven Sentimental Journey durch Niedersachsen. Wirklich zu sich selbst, das wäre mal eine schöne These, kommt die Gegengeschichte ja vielleicht nur in der Provinz.

1 – Dominanz des Tatsächlichen

Der Auftrag

„Laupheim? Hoffentlich habe ich richtig gehört, denn sehen kann man vor lauter Nebel nichts.“ Burkhard Spinnens neueste Veröffentlichung beginnt wie eine ganz normale Erzählung. Ein Mann kommt Mitte der Neunzigerjahre an einem süddeutschen Provinzbahnhof an. Aus einer geparkten Limousine entsteigt sogleich ein zweiter Mann und winkt, der Unternehmer Walter Lindenmaier. Er ist die Hauptfigur der Geschichte. Der Erzähler lässt sich zum Ort der Handlung chauffieren, einer Metall verarbeitenden Fabrik. Dort tischt Lindenmaier dem Erzähler dann seine Lebensgeschichte auf.

Pfingstsamstag 2003. Ich sitze in einem bequemen Plüschfauteuil eines Hotels unweit vom Kurfürstendamm. An den Wänden hängen Ölbilder mit maritimen Motiven. Es ist angenehm kühl und niemand zu sehen außer einigen livrierten Pagen, die geschäftig zwischen Bar und Rezeption hin und her laufen. Dann ertönt ein leiser Glockenschlag, die Türen des Fahrstuhls im Foyer öffnen sich, ein Mann kommt auf mich zu und begrüßt mich: Burkhard Spinnen. Der Schriftsteller stellt gleich klar: „Sie brauchen mich eigentlich über nichts zu befragen, was schon in ‚Der schwarze Grat‘

Kapitel 1

steht. Alles ist tatsächlich so gewesen!“ Damit ist meine erste Frage in der Tat schon beantwortet, obwohl ich ohnehin kaum Zweifel hatte.

Im Falle der Lebensgeschichte Walter Lindenmaiers handelt es sich um Facts, und nicht um Fiction. „Der schwarze Grat“ ist die Biografie eines real existierenden mittelständischen Entrepreneurs: „Sie können ja im Internet unter www.lindenmaier.de nachschauen!“ Entstanden ist das Projekt durch biografischen Zufall – Spinnen und Lindenmaier haben sich auf einer Hochzeitsfeier kennen gelernt. Als der joviale Mittelständler das Verfassen seiner Biografie als eine Art Jointventure vorschlägt, ist der nüchterne Literat zunächst ziemlich skeptisch. Bei den Verlagen häufen sich schließlich Manuskripte von Leuten, die irrigerweise glauben, ihr Leben habe aus lauter unerhörten Begebenheiten bestanden. Wie zur Bekräftigung schreibt Spinnen jetzt mit der Hand einen Halbkreis durch die leere Hotellobby: „Wenn Sie so wollen, leiden wir doch eigentlich alle an flagranter Ereignislosigkeit.“ Lindenmaier hingegen war von Anfang an der Ansicht, bei ihm sei alles anders: „Was mir passiert ist, das ist nicht vielen passiert.“ Spinnen nimmt das Risiko in Kauf. Kurz entschlossen taucht er in ein vollkommen fremdes Leben. Relativ schnell weiß Spinnen, dass er die Sache machen wird: „Der break-even point war erreicht“, kommentiert der Biograf betont betriebswirtschaftlich in die kalte Luft der leeren Lobby hinein. Um die Sache von vornherein professionell anzugehen, hat Spinnen die Gespräche mit Lindenmaier auf Tonband aufgezeichnet. Nichts soll wieder verloren gehen.

Dominanz des Tatsächlichen

Doch gerade diese Genauigkeit bereitet Kopfzerbrechen. Wo ist der rote Faden, „um die Unmenge versprengter Einzelheiten, die ein Leben ausmacht, zusammenzuhalten?“ Wie komplex die Firmengeschichte ist, lässt sich bereits am Aufbau des Werksgeländes ablesen: Um eine alte Wassermühle herum sind „nach und nach die vielen verschiedenen Hallen und Fertigungsstraßen gewachsen – manchmal etwas chaotisch, Improvisationen sind weiterhin an der Tagesordnung“. Spinnen setzt das Darstellungsproblem produktiv um. Er entwickelt zwei Erzählstränge – die eigentliche Biografie wird eingerahmt von dem, was die Literaturwissenschaftler Metabiografie getauft haben. So ähnlich wie ein Porträtmaler, der sich beim Porträtieren mit Pinsel, Palette und Staffelei mit auf das Bild bringt, setzt sich der Biograf dem Blick des Lesers aus. Mehr als sechs Jahre Arbeit an der Biografie Lindenmaiers werden in der Rahmenhandlung etappenweise miterzählt, und damit wird auch ein Ausschnitt aus dem Leben Burkhard Spinnens sichtbar. Chronologisch fortschreitend kann man als Work in Progress die Firmengeschichte von der Gründung der Lindenmaier Präzision durch den Großvater in den Dreißigerjahren bis in die Gegenwart verfolgen.

Anfang der Siebzigerjahre übernimmt Lindenmaier junior, gerade mal Anfang zwanzig, in Laupheim das Ruder. Das Unternehmen kommt in dieser Zeit gewaltig ins Schlingern: steigender Konkurrenzdruck, chronischer Kapitalmangel, Managementfehler, Betrügereien, aber auch spektakuläre Betriebsunfälle.

Kapitel 1

Die Fülle der teilweise selbst verschuldeten Krisen und Katastrophen ist ebenso verblüffend wie die Menge der letztlich erfolgreichen Versuche, sich am eigenen Schopf aus dem Sumpf zu ziehen. Selbst einen Beinahe-Flugzeugabsturz überlebt der Laupheimer Unternehmer: Die Tragflächen der firmeneigenen Propellermaschine hatten während eines Unwetters schon die Baumwipfel des Schwarzen Grates im Allgäu gestreift, die Chancen standen eigentlich hundert zu eins gegen ihn. „Was mir passiert ist, das ist nicht vielen passiert“: Das eigentlich Unerhörte an seiner Geschichte ist tatsächlich, dass es Lindenmaier und dessen Unternehmen auch im 21. Jahrhundert immer noch gibt.

Trotz der wachsenden Nähe zur Hauptfigur ist Spinnen bemüht, Distanz zu wahren und nur das Wesentliche zu berichten: „Nein, ich darf mich nicht mit 'Strukturen' beschäftigen und erst recht nicht mit psychologischen Mustern oder dergleichen.“ Also lediglich: „Daten, Fakten, Zusammenhänge. Absatz, Umsatz, Gewinn und Verlust.“ Das klingt zunächst einmal so ambitioniert wie die Quadratur des Kreises. Und erklärt den merkwürdigen, streckenweise bis zur Unerträglichkeit naiv scheinenden Stil der biografischen Passagen, die kommentarlos den Erzählgestus Lindenmaiers nachahmen. Doch durch die Kontrastierung mit den essayistischen, selbstreflexiven Passagen im Stile des Making-of wird die auf Grundlage der Tonbandaufzeichnungen fingierte Form objektiver Darstellung tatsächlich plausibel. Der authentische Klang erinnert stark an die aus O-Ton-Montagen hergestellten Familienchroniken Walter Kempowskis, die ähnlich kommentarlos dem Leser

Dominanz des Tatsächlichen

präsentiert werden. Man muss sich immer wieder klar machen: Auch wenn es einem nicht passt, was man da erzählt bekommt – so war es eben. Ist die künstlich hergestellte Wirklichkeitsnähe dann tatsächlich auch der Reiz, der von dieser Geschichte ausgeht? Mit der üblichen Managerprosa hat „Der schwarze Grat“ auf jeden Fall nichts zu tun, betont Spinnen: „Nehmen Sie so eine Erfolgsstory wie die des Topmanagers Jack Welsh, die hat doch nur Materialwert: Reiner Erfolg ist gar nicht so schön!“

Dann entwickelt der Metabiograf unter dem Bild eines stolzen Dreimasters in schwerer See ein Kurzplädoyer für all das, was zwischen den Extremen liegt: „Das Mittlere ist das wirklich Interessante, zum Beispiel die Erkenntnis, dass auch Unternehmer eben keine Exoten sind.“ Wenn auch die Methoden teilweise schon exotisch sein mögen. Mittlerweile hat gar die japanische Kaizen-Methode Einzug in Laupheim gehalten. Die Arbeit in kleinen Produktionsteams ist angesagt, und eine neu gegründete Filiale in der Slowakei wurde nach ISO-Norm zertifiziert. Man hat sich zu einem begehrten Zulieferer für die Automobilindustrie gemauert. Aber selbst das scheint schon wieder dem paradoxen Grundmuster der Geschichte zu folgen: Ausgerechnet in der aktuellen Krise geht es den Laupheimern so gut wie nie zuvor.

Wie viel Wirklichkeit ist dem Leser eigentlich zuzumuten, frage ich mich dann, nachdem Burkhard Spinnen mit einem Glockenschlag hinter den Türen des Aufzugs im Hotelfoyer verschwunden ist. Wo sind die Geschichten aus der neuen Arbeitswelt, wo die Romane

Kapitel 1

über die atmende Fabrik, wo bleibt die Poetik des Total Quality Managements? Ich muss an Wilhelm Raabes Roman „Pfisters Mühle“ aus dem späten 19. Jahrhundert denken. Darin schildert der Romancier das Aufschreiben der Lebensgeschichte des alten Müllers. Während der Erzähler noch am Pult mit seiner Feder auf dem Papier kratzt, rückt vor dem Fenster schon die Abrisskolonne an, um den Standort der Mühle für einen Fabrikneubau zu planieren. Solch eine präzise Schilderung des industriellen Wandels war den zeitgenössischen Verlegern ein Dorn im Auge, so viel Realität wollten sie ihren Lesern nicht zumuten – fast wäre der Roman nicht publiziert worden. An solchen Mechanismen hat sich offenbar noch nicht so viel geändert, denke ich, als ich am Wittenbergplatz die U-Bahn einfährt: „Einsteigen bitte!“ Spinnens ungewöhnliche Biografie des Laupheimer Unternehmers Lindenmaier zeigt ja im Grunde genommen, dass uns mit dem fortgesetzten literarischen Ausblenden der ökonomischen Sphäre ein entscheidender Teil der Lebenswirklichkeit entgangen ist: „Zurückbleiben!“

Burkhard Spinnen: „Der schwarze Grat. Die Geschichte des Unternehmers Walter Lindenmaier aus Laupheim. Frankfurt/M. 2003

Der Mann, der aufschrieb, was er gesehen hatte

Zumutungen waren die Hörer des legendären Nachtprogramms im Süddeutschen Rundfunk gewohnt. Doch was man ihnen da im November 1957 vorsetzte, roch nach starkem Tobak. Angekündigt wurde im avantgardistischen Programmheft ein Radio-Essay mit dem Titel „Herr Polevoj und sein Gast oder Wolfgang Koeppens empfindsame Reise durch die Sowjetunion“. Nicht allein wegen des politisch heiklen Themas warb der Ankündigungstext um Verständnis für die „unbestechlichen dichterischen reiseschilderungen“ des „nonkonformisten“ Koeppen. Es gab noch ein anderes Problem: „leider handelt es sich um ein wahres ungetüm von sendung, denn der autor übergab uns freundlich lächelnd 115 manuskriptseiten und empfahl sich. so müssen wir unsere hörer bitten, von 20 Uhr an am apparat zu bleiben – bis wie lange? wir wissen es nicht.“

Die Geduld wurde belohnt: „Das ist schon nicht mehr nur Radio, das ist Literatur, und es ist gute, ergreifende Literatur“, lobte hinterher ein Rezensent.

Es waren auch in der heißen Phase des Kalten Krieges nicht nur die Wege des Kommunismus, die nach Moskau führen konnten. Ohnehin wusste sich Koeppen zu Beginn des Radio-Essays mit einer dantesken Volte für die Grenzüberschreitung zu rechtfertigen: „Gibt es irgendwo ein Schild, auf dem geschrieben steht: ‚Hier beginnt die Hölle, hier endet das Paradies?‘ Und wer hat es aufgestellt? Darf man ihm trauen? Ich halte

Kapitel 1

nichts von Schildern. Ich reiste in die Sowjetunion.“ Begonnen hatte der „empfindsame Reisende“ die Erkundungen der europäischen Nachkriegswelt mit einem ganz anderen, jedoch ebenso bewussten Fauxpas: Koeppen war nach Spanien gefahren, in das Reich des Caudillos Francisco Franco. Nüchtern notierte der Eisenbahnreisende Koeppen im Pyrenäen-Grenzort Port Bou: „Kein Zug aus Europa fährt weiter. Das ist der erste von vielen möglichen Vergleichen Spaniens mit Rußland, die sich aufdrängen. Hier wie dort endet die europäische Spur. Die spanischen und russischen Bahnen fahren auf einer anderen Breite.“

Mitten im Kalten Krieg wurde auch im Westen von den Intellektuellen erwartet, für eine Seite Partei zu ergreifen. Die Franquisten standen pikanterweise im Lager der Westalliierten und pflegten mit dem Adenauer-Deutschland eine „traditionelle Freundschaft“. Koeppen leistete sich den Luxus, im Falle von zwei Übeln keins von beiden zu wählen. Das barg das Risiko, zwischen allen Stühlen zu landen. Der spanische Generalkonsul Federico Oleván beschwerte sich postwendend beim Auswärtigen Amt: Koeppen habe in seinem Radio-Essay mit „boshafter Übertreibung und böser Absicht“ zahlreiche „schmutzige Einzelheiten“ aus Barcelona, Madrid und Toledo berichtet, das „Würdige“, „Große“ und „Schöne“ des Franco-Staates aber ausgelassen. Enttäuscht zeigten sich nach der Russlandreise auch die Sowjets: Man habe ein „tiefer gehendes Urteil“ erwartet, nörgelte etwa der prominente Kulturfunktionär Roman Samarin.

Dominanz des Tatsächlichen

Aus ganz anderen Gründen waren hingegen die deutschen Rezensenten irritiert, als 1958 unter dem Titel „Nach Rußland und anderswohin“ eine Sammlung von Koeppens Radio-Essays erschien: Warum hatte sich der Autor zeitkritischer Romane wie „Tauben im Gras“ und „Das Treibhaus“ auf die nonfiktionale Bahn begeben? FAZ-Kritiker Karl Korn unterstellte Koeppen, er habe sich, „was den politischen Anspruch des Intellektuellen angeht, zu den Entsagenden geschlagen“. Doch auch wenn die Reise-Essays mit ihren Blicken auf Moskau und Madrid, Rom, London oder Amsterdam von den deutschen Verhältnissen wegführten: Sie enthielten zahlreiche Rückverweise.

Die Überblendungen zwischen antiken und aktuellen Trümmerwüsten machen etwa Koeppens Rom-Essay zu einem verhinderten Essay über Berlin: „Hier stand hier stand hier war hier war. Gesichter, Größe, Hybris, der Steinbruch der Gedächtniskirche, ein Baugerüst in der Regenwasserpfütze, Geschichte, Aufstieg und Fall. Ich stand auf dem Mauerrest, ich blickte hinunter in das Schattenreich der Unterwelt, das Kaiser Hadrian, sich in Trauer darin zu ergehen, den alten Schriften nachgebildet hatte.“

Knapp fünfzig Jahre nach der Erstausgabe von „Nach Rußland und anderswohin“ sind Koeppens essayistische Reisenotizen nun als achter Band der Suhrkamp-Werkausgabe erschienen. Walter Erhart, bis 2007 Direktor des Greifswalder Koeppen-Archivs, hat das Buch herausgegeben und kommentiert. Der abrupte Wechsel vom Romancier zum Essayisten wurde damals zum „Fall Koeppen“ stilisiert, er galt als tragisches Ver-

Kapitel 1

stummen eines begabten Autors. Koeppen selbst fuhr fort – so der Berliner Literaturwissenschaftler Erhard Schütz –, „das zu tun, was er immer getan hatte, nämlich nicht konsequent zu schweigen“.

Stattdessen schrieb er einfach weiter, nur nicht das, was man von ihm erwartete. „Ich lebe vom Schreiben“, notierte der Autor 1954, als in den Buchhandlungen „Tod in Rom“ auslag, der letzte Band seiner Romantrilogie. Zum Leben reichte das jedoch nicht: „Wenn mein Buch in Deutschland drei- bis viertausend Leser findet, kann ich mir mein Honorar ausrechnen, während ich in der gleichen Zeit auch wesentlich mehr verdienen könnte.“

Koeppen wusste, wovon er sprach. Schon in den Vierzigern hatte er sein Einkommen mit Filmdrehbüchern bestritten. Hier bahnte sich nun eine neue Möglichkeit an: der öffentlich-rechtliche Rundfunk als „Überlebenskasse“. Mit Alfred Andersch war 1955 ein prominenter Schriftsteller zum Leiter der Radio-Essay-Redaktion des Süddeutschen Rundfunks avanciert. Andersch nutzte sein Amt konsequent zur Förderung darbender Kollegen. Nimmt man die Zahl produzierter Beiträge als Gradmesser sozialer Bedürftigkeit, gab es neben Koeppen nur noch einen krasseren Härtefall: Arno Schmidt. Der Sonderling fuhr fort, in tiefster Provinz Suppe aus klobigen Holztellern zu löffeln. Koeppen dagegen genoss auf den Boulevards der Metropolen die Spesen jener Aufträge, aus denen nach und nach ein Dutzend Radio-Essays hervorging. Am Anfang der komplexen Essays standen Bleistiftkritzeleien und telegrammartige Notizen mit der Reiseschreibmaschine. Das macht der Suhrkamp-Band mit Faksmiles aus dem

Dominanz des Tatsächlichen

Greifswalder Koeppen-Archiv deutlich. Die Dokumente atmen den Hauch der Ferne: Koeppen spannte auch Hotelquittungen der „Gastinitza Stalingrad“ kurzerhand in die Maschine. Akribisch sammelte der „Mann, der aufschreibt, was er gesehen hat“ (so der SDR in einer Werbebroschüre), Beobachtungen, Anekdoten und Assoziationen. So im Sommer 1957 auf einer Wolgafahrt, die bis zum Stalingrader Industriegebiet führte: „Uglitsch: hier ermordete Boris Godunoff den Prinzen Dimitri. Als eine Glocke die Ermordung dem Volk meldete, ließ BG die Glocke auspeitschen, ihr die Zunge herausreißen und verbannte sie nach Sibirien. U. zerstörte er. Heute gr. Käsefabrik und Penicillinherstellung. Nach U. soll der grösste kuenstliche See der Welt kommen, viermal so gross wie der nächste in Kentucky, 70 km lang.“

Weitaus länger als diese Konzentrate wurde das Gesamtprodukt. Alfred Anderschs Schwierigkeiten, gestandenen Romanciers „funkische“ Formen nahezubringen, lassen sich daran noch immer ermessen. Arno Schmidt ließ sich grummelnd darauf ein, einigermaßen rundfunktaugliche Dialoge über vergessene Bücher der letzten 250 Jahre zu schreiben. Koeppen lieferte nach jeder Reise immer wieder lange Monologe ab, die gesprochen zwei, drei, ja im Falle des Russland-Essays schließlich fast vier Stunden dauerten. In diesem Fall gab Koeppen gegenüber Andersch zu, sich „fürchterlich verrechnet“ zu haben. Professionelle Sprecher wie Bernhard Minetti bügeln das potenzielle Manko jedoch wieder aus und gaben den Radio-Essays jenen unverwechselbaren Klang, der am Ende Hörer und Re-

Kapitel 1

zensenten begeistern sollte. Doch ihre nachhaltigste Wirkung sollten die Radio-Essays in gedruckter Form entfalten. „Nach Russland und anderswohin“, aber auch „Amerikafahrt“ und „Reisen nach Frankreich“ mauserten sich zu Longsellern. Der mediale Ursprung geriet darüber in Vergessenheit. Die Originaltonbänder schlummerten ein halbes Jahrhundert im Stuttgarter Archiv des Süddeutschen Rundfunks, erst seit 2008 gibt es eine CD-Edition. Die Germanistik erweist sich dem Rundfunk gegenüber (jenseits vom Hörspiel) ohnehin als stocktaub. Doch auch Koeppen selbst sah sich als Schriftsteller, der nur zeitweise besser bezahlte „Umwege“ nahm. „Ich wollte reisen und schreiben“, formulierte Koeppen einmal. Genauso gut könnte man sagen: Koeppen musste reisen, um zu schreiben.

Auch die Romane entstanden von Anfang an auf der Reiseschreibmaschine. Reiseliteratur bildet insofern tatsächlich, wie es Walter Erhart formuliert hat, das „geheime Zentrum“ des Werks und das Geheimrezept für Koeppens Erfolg. Auch heute noch überträgt sich das Fieber des empfindsamen Reisens im Handumdrehen auf den Leser: „Ich pirsche durch die Stadt. Ich durchstreife ihre entlegensten Reviere. Ich sehe, höre, rieche, schmecke Menschen, Häuser, Plätze, Kirchen, Friedhöfe, Amtsstuben, Gerichtssäle, Kneipen. Ich trinke die fremde Luft.“

Wolfgang Koeppen: Nach Rußland und anderswohin (Werkausgabe, Band 8, hrsg. von Walter Erhart, Frankfurt a.M. 2007)

“Sie dürfen es nicht merken”

Über Grimmelshausen, Zeitgenosse des Dreißigjährigen Krieges und Schöpfer des „abenteuerlichen Simplissimus“, notierte Wolfgang Koeppen einmal, dieser sei ein „in die Zeit gehängtes Netz“ gewesen, in dem sich alles nur denkbare Material verfangen habe. Ein ähnliches Netz hat für das 20. Jahrhundert Walter Kempowski aufgespannt. Seit Beginn der Neunzigerjahre leuchtet er mit seinem „Echolot“-Projekt den Zeitraum von 1939 bis 1945 dokumentarisch aus.

Zu einem kollektiven Bewusstseinsstrom montiert die ungewöhnliche Synopse unzählige Erinnerungsfragmente aus Tagebüchern, Briefen und Erinnerungen bekannter und unbekannter Zeitgenossen, offizielle und inoffizielle Dokumente. Die Menge des von Kempowski recherchierten Materials ist so umfangreich, dass pro Band nur wenige Wochen exemplarisch ausgewählt werden – trotzdem füllt das „Echolot“ inzwischen mindestens einen halben Regalmeter.

Der aktuelle Band mit dem Titel „Barbarossa 1941“ versammelt Textzeugnisse aus dem Jahr des Angriffs des Deutschen Reiches auf die Sowjetunion. Zwei Wochen im Juni und Juli des Jahres 1941 schildern zunächst den erfolgreichen Beginn der Offensive. Zwei Wochen im Dezember stehen dann für den jähen Wendepunkt. Der Vormarsch der Wehrmacht kommt vor Moskau zum Stehen, die Vereinigten Staaten treten nach Pearl Harbour in den Krieg gegen die „Achsenmächte“ ein. Doch auch im aktuellen Band reichen die Strahlen des

Kapitel 1

Echolots weiter und tiefer, bietet sich der Eindruck eines mikrohistorischen Kaleidoskops: So stehen Briefe eines unbekanntes SS-Mannes aus Litauen neben dem Journal Thomas Manns im amerikanischen Exil, Ernst Jüngers Pariserlebnisse neben den Erinnerungen überlebender Einwohner des belagerten Leningrad, eitle Schreibtischnotizen des Reichspropagandaministers neben dem grausam-monotonen Alltag des Auschwitzer Lagertagebuches. Die Vielzahl der Stimmen, die jeden der ausgewählten Tage bestimmt, der schnelle Perspektivwechsel ist zunächst verwirrend: Was für eine Geschichte wird hier erzählt?

Unter anderem ganz einfach die des Zeitgenossen Walter Kempowski selbst, der sich trotz aller historischer Umwälzungen um das Wiederzusammenfügen und Behaupten der bedrohten, beschädigten Identität bemüht. Mit dem Zweiten Weltkrieg dokumentiert das "Echolot"-Projekt nichts anderes als den biografischen Urknall, der die kompulatorische Manie des 1929 geborenen Autors begründet hat. Jugend im Krieg. Vater gefallen. Abgebrochene Schulausbildung. Und dann holten 1948 Kempowski schließlich die Ausläufer der deutschen Katastrophe ein: Unter dem Vorwurf der Spionage für die Westmächte wurde er 1946 in der sowjetischen Besatzungszone inhaftiert. Erst 1956 konnte Walter Kempowski endlich die berüchtigte Stasihaftanstalt von Bautzen in Richtung Westdeutschland verlassen. In beachtlichem Tempo betrieb der „Spätheimkehrer“ von nun an die eigene Resozialisierung. Er studierte Pädagogik, heiratete die Tochter eines Pfarrers und etablierte sich als Dorflehrer in der nieder-

Dominanz des Tatsächlichen

sächsischen Provinz. Gleichzeitig begann Kempowski, die Geschichte seiner Familie bis in die unmittelbare Gegenwart zu rekonstruieren. Unermüdlich sammelte und ordnete er Fotografien, Schriftzeugnisse und sonstige Requisiten. Schließlich konnte er konstatieren, die Familie sei „auf dem Papier wiederaufgebaut“.

Erste Versuche, die langen Haftjahre literarisch zu bewältigen, fanden in den Augen der Lektoren zunächst keine Gnade. Darauf änderte Kempowski sein Konzept: Er gab die literarischen Ambitionen scheinbar auf. Die neue Stilebene hieß Protokoll, kommentarloser, scheinbar wertungsfreier Bericht. Die eigene Person reduzierte er zum bloßen Übermittlungsmedium. Die Rechnung ging auf: Der Rowohlt-Verlag nahm Kempowskis „Haftbericht“ in das Verlagsprogramm auf.

Doch arbeitete Kempowski inzwischen längst an einem anderen Projekt: der Umwandlung der eigenen Familiengeschichte in einen dokumentarischen Roman. Die Ergebnisse seiner Detailrecherchen organisierte er von nun an in einem umfangreichen Zettelkastensystem, das am Ende über 40.000 Karteikarten umfassen sollte. Der Schreibprozess verwandelte sich in den flexiblen Umgang mit Textblöcken: „Ich hindere mich am Tippen, Zettel treten an die Stelle. Erleichtern die Kontrolle des roten Fadens. Einfall A wird abgewandelt als A 1, A 2, A 3 und an anderer Stelle deponiert [...]“. Der scheinbar naiv erzählten Familienchronik „Tadelöser & Wolff“ liegt aber nicht nur diese bürokratische Logistik, sondern ebenso eine sorgfältig abgewogene Wirkungsästhetik zu Grunde, die den technischen Entstehungsprozess verschleiert: „Sie dürfen es nicht mer-

Kapitel 1

ken. Sie sollen mich fast für dumm halten. Alles soll harmlos aussehen.“ Kempowski verzichtet auf jeden direkten Kommentar, er hält sich bewusst zurück: “Nicht versuchen zu argumentieren, auch nicht durch Dialogführung. Einfach nur aufzeigen.”

Das Lesepublikum war von diesem neuen Typus von Dokumentarliteratur begeistert. Der eigentliche Effekt des “Kempowski-Tons” lag aber gar nicht so sehr beim reinen Wiedererkennen. Viele Leser empfanden Kempowskis Chronik des deutschen Alltagslebens der Dreißiger- und Vierzigerjahre offenbar als Legitimation der eigenen Biografie, während die Geschichtsschreibung und Literatur ihnen sonst mit dem didaktischen Zeigefinger kam.

Doch die vermutete didaktikfreie Geschichtszone beruhte wohl eher auf einem Missverständnis. Denn die besondere Beobachtungsschärfe Kempowskis macht noch in den feinsten Verästelungen der Erzählung die alltägliche Verstrickung des Bürgertums in den Faschismus deutlich – man muss nur aufmerksam genug lesen. Die „Dominanz des Tatsächlichen“ (so der Oldenburger Germanist Manfred Dierks) ist inszeniert – der Autor verschwindet nur scheinbar.

Abseits der eher konventionell-dokumentarischen Literatur etwa Peter Rühmkorfs, Uwe Johnsons oder Günter Grass' begibt sich Kempowski damit in die Nähe von Alexander Kluges experimentellen Faktenmontagen, begonnen mit der Anfang der Sechzigerjahre publizierten Stalingrad-“Schlachtbeschreibung“. Der „Lehrmeister der Wahrnehmung“ Kluge stellt ähnlich radikal die Frage danach, wie Menschen

Dominanz des Tatsächlichen

Geschichte erleben, wie ihnen die Realität begegnet. Und wie bei Kempowski ist die Antwort unlösbar verbunden mit der Grunderfahrung des Kriegserlebnisses. Auffällige Ähnlichkeiten mit Kempowskis Zettelkastenpanoramen hat insbesondere die Mitte der Siebzigerjahre veröffentlichte Beschreibung des Luftangriffes auf Halberstadt im April 1945, den Kluge als Kind selbst miterlebt hat. Die nüchternen Protokolle des Funkverkehrs der alliierten Bomberverbände stehen zwischen den Aufzeichnungen der traumatisierten Überlebenden aus den Luftschutzkellern. Was in den fliegenden Festungen der Alliierten als minutiös geplanter, wertfreier technischer Prozess abläuft, bringt für die Stadtbevölkerung am Boden Chaos, Tod und Verwüstung. Eine ausweglosere Trennung paralleler Erlebniswelten, die gleichzeitig ein untrennbares Bedingungsgefüge bilden, ist wohl kaum denkbar.

Kempowski bietet Vergleichbares in einem der bereits erschienenen „Echolot“-Bände bei der Darstellung des vernichtenden Luftangriffes auf Dresden im Februar 1945. Doch auch in „Barbarossa 1941“ wird durch den ständigen Perspektivwechsel das mit Blut geschmierte geschichtliche Getriebe bloßgelegt: Die Sieger von heute sind die Besiegten von morgen. Fortsetzung und erneuter Rollenwechsel nicht ausgeschlossen.

Damit ist eine der Grundfragen des 20. Jahrhunderts gestellt: Wie kann man der Geschichte, die uns vielleicht alle umbringen wird, entkommen? „Entweder erzählt die Geschichte ihren Real-Roman, ohne die Rücksicht auf die Menschen, oder aber die Menschen erzählen ihre Gegengeschichte“, formuliert es Kluge. Anders als

Kapitel 1

der ebenfalls vom Krieg traumatisierte Einsiedler Arno Schmidt, der seine Zettelkasten-Gegenwelten hauptsächlich aus der fiktionalen Literatur schöpfte, basteln Kempowski und Kluge an der Fiktion einer Gegengeschichte, die sich unmittelbar aus den Bruchstücken der geschichtlichen Wirklichkeit speist. Wie ihr Kollege Schmidt gewinnen sie damit die Kontrollmacht über ihr beschädigtes Leben zurück – zumindest als kurzfristige Illusion.

Walter Kempowski: Das Echolot. Barbarossa 1941. Knaus Verlag, München 2002.

Der Spitzbart muss weg!

Ein Gespenst ging um in der DDR. Je mehr Mai- und Oktoberparaden die SED feierte, desto weniger mochte man das Gespenst beim Namen nennen. Im Sommer 1989 platzte es jedoch aus Stasi-Chef Erich Mielke heraus: „Ist es so, dass morgen der 17. Juni stattfindet?“, fragte er seine Genossen angesichts der kaum mehr zu kontrollierenden politischen Situation. Tatsächlich fand der 17. Juni nicht noch einmal statt – denn anders als im Sommer 1953 wurden im Herbst 1989 keine Gefängnisse gestürmt, es fielen keine Schüsse, es fuhren keine russischen Panzer. Es ist eine Ironie der Geschichte, dass die SED-Diktatur schließlich durch eine gewaltlose Revolution gestürzt wurde.

Der ostdeutsche Schriftsteller Erich Loest hat diese Erkenntnis in seinem von Frank Beyer verfilmten Wenderoman „Nikolaikirche“ einem Stasi-Offizier in den Mund gelegt: „Auf alles waren wir vorbereitet, nur nicht auf Kerzen und Gesang.“ Mehr als zehn Jahre nach dem Erfolg von „Nikolaikirche“ hat sich Loest mit seinem neuen Roman „Sommergewitter“ nun dem Geburtstrauma der DDR zugewandt – dem Aufstand von 17. Juni. Loest entwirft seine Chronik einer gescheiterten Revolution aus dem Blickwinkel der Provinz: Zentraler Schauplatz ist die sächsische Bezirksstadt Halle und das umliegende Industriegebiet.

Vom linientreuen Stasi-Offizier über den linkssozialdemokratischen Arbeiter bis zum zwangsenteigneten Mittelständler wird das breite Spektrum unter-

Kapitel 1

schiedlicher Reaktionen ausgebreitet, die im Juni 1953 möglich waren. „Sommergewitter“ ist dabei zugleich ein Blick zurück auf die eigene Biografie, denn der Lebensweg des 79-jährigen Leipzigers ist entscheidend geprägt worden in den Jahren zwischen Stalins Tod, dem Volksaufstand vom 17. Juni und dem Bau der Berliner Mauer. Ähnlich wie sein Kollege Stefan Heym befand sich Loest in den Tagen des Aufstands in der „Hauptstadt der DDR“ und wurde von den Ereignissen völlig überrascht – eine Erfahrung, die die staatlich alimentierten Intellektuellen mit der SED-Führung teilten. Denn etwas völlig Udenkbares war geschehen: Arbeiter und Bauern protestierten gegen die Regierung des Arbeiter-und-Bauernstaats, das Volk bestreikte die volkseigenen Betriebe. Was als Protest gegen Lohnsenkungen und die Verschlechterung der Versorgungslage begonnen hatte, richtete sich bald auch gegen die Verantwortlichen selbst: „Der Spitzbart muss weg!“, schallte es Walter Ulbricht entgegen.

Die Kluft zwischen „Basis“ und „Überbau“ hätte nicht tiefer sein können: Stefan Heym wurde beim Versuch, mit den Demonstranten zu diskutieren, von den Arbeitern verprügelt, und als die sowjetischen Panzer rollten, begrüßte Loest sie, ähnlich wie Brecht, mit sozialistisch erhobener Faust.

Immerhin begab sich Loest danach ins „ideologische Handgemenge“ mit den Mächtigen. Er kritisierte nicht nur die Intellektuellen, die „im Elfenbeinturm sitzen und die rote Fahne schwingen“, sondern stellte auch den von Ulbricht eingeschlagenen Weg zum „Aufbau des Sozialismus“ in Frage. Das brachte ihm schließlich

Dominanz des Tatsächlichen

Schreibverbot und eine langjährige Haftstrafe in Bautzen. Etwas ganz anderes war jedoch die Bewertung des Juni-Aufstands. Hier waren sich Loest und seine Kollegen mit den Machthabern einig: Der 17. Juni wurde als Putsch interpretiert, gesteuert von westdeutschen Provokateuren. Die zu DDR-Zeiten entstandenen literarischen Reflexionen des Aufstands folgten dieser Linie, doch auch Loest hatte noch Anfang der Achtzigerjahre in seinem autobiografischen Roman „Durch die Erde ein Riss“ die Agentenversion aus Ulbrichts Agitprop-Mottenkiste.

Mit „Sommergewitter“ ist Loest nun deutlich auf die mittlerweile gesamtdeutsche Sichtweise eines originär ostdeutschen Arbeiter- und Volksaufstands eingeschwenkt. Zwar finden sich unter den Romanpersonen Under-Cover-Agenten der aus Westberlin gesteuerten „Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit“, die auf den Einsatzbefehl für den „Tag X“ warten. Doch am 17. Juni erscheinen sie genauso von den Ereignissen überrumpelt wie die SED-Kader. Weitaus interessanter sind andere Aspekte der von Loest gelieferten Detailschilderungen: Bewusstseinsstrom und flashbackartige Erinnerungen der Romanfiguren machen das Zeitgefühl einer in sich zerrissenen Epoche greifbar. Loest konstruiert Psychogramme einer Generation, deren Handeln und Denken von den Gewalterfahrungen der NS-Diktatur ebenso geprägt ist wie von körperlicher und psychischer Auszehrung.

Exemplarisch zeigt sich das an Bruno Pfefferkorn, KP-Kader und MfS-Offizier, der als besonders tragische Figur im Zentrum des Romans steht. Körperlich ge-

Kapitel 1

zeichnet von langer KZ-Haft, scheint er die Verwerfungen der deutsche Geschichte ähnlich zu verkörpern wie Keetenheuve, der aus dem Exil zurückgekehrte SPD-Bundestagsabgeordnete in Wolfgang Koeppens westdeutschem Nachkriegsroman „Das Treibhaus“, der 1953 erschien, also exakt zur Erzählzeit von „Sommergewitter“: als radikaler Pazifist in seiner Fraktion isoliert, die schon über die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik diskutiert, wählt Keetenheuve in seiner Verzweiflung am Ende den Freitod und springt von einer Rheinbrücke. Am Ende von „Sommergewitter“ geht das persönliche Scheitern Pfefferkorns an den politischen Verhältnissen in der DDR mit dem endgültigen körperlichen Verfall einher.

Ebenso bezeichnend: Pfefferkorns Gegenpart, ein Sozialdemokrat und Kampfgefährte aus der Zeit der Weimarer Republik, stellt sich im entscheidenden Augenblick auf die Seite die streikenden Arbeiter und flüchtet schließlich über Westberlin in die Bundesrepublik. So wird das Fazit des 17. Juni 1953 aus ostdeutscher Sicht auf westdeutschem Boden am Ufer des Rheins gesprochen: „Bei uns sagen manche: Beim nächsten Mal klappt's. Darauf werden wir wohl ein paar Jahre warten müssen.“ Bis zum Wendejahr 1989 sollten genauer gesagt noch 36 Jahre vergehen. Als die Mauer fiel, lebte Loest bereits seit acht Jahren in der Bundesrepublik.

Erich Loest: „Sommergewitter“. Steidl Verlag, Göttingen 2005. 341 Seiten

2 – Rauchwolken am Horizont

Führung ohne Führer

„Sind Sie der Führer?“ Sehr komisch. Klaus-Dieter Jurk vom „Arbeitskreis Geschichtsräume“, erfahrener Cicerone im architektonischen Niemandsland zwischen Wilhelmstraße und Potsdamer Platz, verneint die Frage mit gequältem Grinsen: „Wenn ich der Führer wäre, wäre ich nicht hier ...“ Diesen Kalauer muss er wohl jedesmal von neuem ertragen. Die regelmäßige Stadtführung „vom Kaiserhof zum Führerbunker“ führt historisch interessierte Stadtfleaneure in das Regierungszentrum der Weimarer Republik und des Dritten Reiches. Obwohl das unrühmliche Ende von Preußens Gloria gerade mal fünfzig Jahre zurückliegt, gibt's an der Oberfläche freilich nicht mehr viel zu sehen. Die Zuhörer blicken sich zunächst etwas unsicher um und versuchen sich zu orientieren. Am Startpunkt U-Bahnhof Mohrenstraße/ Ecke Wilhelmstraße steht auf der einen Seite der futuristische Block der Tschechischen Botschaft, gegenüber ein architektonisch zumindest ebenso ambitionierter Döner-Laden. „Hier isst Hans Eichel immer sein halbes Hähnchen!“, informiert der Stadtführer sein Publikum und schwenkt dann um auf die etwas fernere Zeitgeschichte. Schwer vorstellbar, aber wahr: An dieser völlig verbauten Ecke gab es mal einen

Kapitel 2

großen Platz, an dessen Ostseite das Hotel „Kaiserhof“ stand. Hier residierten in den Dreißigerjahren Nazi-Größen wie Hitler und Göring. Die hatten es von hier aus nicht weit bis zur Reichskanzlei.

Doch auch von dem einst über 400 Meter langen Gebäude an Wilhelm- und Voßstraße sieht man heutzutage gar nichts mehr. „Um noch einen authentischen Eindruck von der Innenarchitektur der Reichskanzlei zu bekommen, brauchen sie aber bloß in den U-Bahnhof hinabsteigen!“ Die Zuhörer blicken in den dunklen BVG-Schlund, wo an den Wänden deutscher Marmor schimmert. Dann heften sie ihre Augen Hilfe suchend auf die präsentierten Abbildungen. Eine Rentnerin übersetzt die Ausführungen des eloquenten Guides für ihren Freund ins Polnische. „Das hat sich natürlich alles etwas verändert hier“, gibt der Stadtführer noch zu. Er selbst habe aber noch alles im Originalzustand erlebt, kurz nach dem Krieg. Dann marschiert er in Richtung Wilhelmstraße ab.

Kaum ist das Brachgelände passiert, an dem einmal die Generaldirektion der Reichsbahn hofierte, ist bereits die Leipziger Straße und das ehemalige Reichsluftfahrtministerium erreicht. Heute amtiert hier der sparsame Hähnchenesser Hans Eichel. Ursprünglich baute den langweiligen Kasten allerdings der nicht ganz so sparsame Feldmarschall Hermann Göring. „Die Flurbeleuchtung im Seitenflügel besteht immer noch aus Flakscheinwerfern!“, brüllt der Stadtführer gegen den Verkehrslärm an. Während der polnische Gast noch das realsozialistische Mosaik an der Muschelkalkfassade des denkmalgeschützten Mega-Gebäudes be-

Rauchwolken am Horizont

trachtet, lenkt der Führer die Gruppe über die Leipziger Straße zum Potsdamer Platz. Dort hat er unangenehme Wahrheiten zu verkünden. „Der Potsdamer Platz ist ja bloß eine unbedeutende Verkehrsinsel gewesen. Wo jetzt Potsdamer Platz dransteht, ist eigentlich der Leipziger Platz!“ Na, so was! Wieder hat er zahlreiche alte Pläne und Abbildungen parat. Der Potsdamer Platz als eine Mogelpackung. Plötzlich steht die Gruppe mitten in einem spätsozialistischen Wohnviertel.

„Dort oben wohnt Schabowski, dort links die Witt, dort drüben Anke Fuchs.“ Der Guide kennt sich gut aus hier. „Die Wohnungen sind billig, aber ziemlich hellhörig.“ Der Rentner aus Ostberlin, ein ehemaliger Bauarbeiter, nickt zustimmend. Besser schallisoliert waren die Reste des Führerbunkers, die unter dem sozialistischen Wohnparadies immer noch schlummern. „An einer richtigen Tiefenentrümmung war die DDR nicht interessiert.“

Je dichter, desto ist er

Es knarrt im Gestühl des Vorlesungssaales der Humboldt-Universität, wenn man sich auch nur unmerklich räkelte. Bewegt man allein die Augenlider, knarrt es nicht. Durch tiefe Fensterhöhlen schimmern grüspannige Dächer friderizianischer Bauten, leise rauscht der Verkehr. Von einem Wandvorsprung aus blickt ein wenig herablassend die Marmorbüste des Mathematikers Weierstraß auf Prof. Schreiter-Nixdorf, der zum Thema Klassik und Romantik liest. „Je größer der Dichter, desto philosophischer ist er.“ Mit diesem Diktum des Romantikers Novalis hat der selbst in der Philosophie beheimatete Dozent seine Vorlesung begonnen, dieser Satz aus dem Skript schimmert auch per Overheadprojektor vergrößert an der Wand.

Doch schnell wird klar: Groß war vor allem die Leidenschaftlichkeit der Romantiker. Ob Friedrich Wilhelm Schlegels Selbstmordgedanken, Hölderlins Weltschmerz oder Tiecks Depressionen: Gegen Ende des 18. Jahrhunderts waren die jungen Künstler alle ziemlich down. Kleist, der sich bekanntlich unweit des heutigen Strandbades Wannsee eine Kugel durch den Kopf jagte, schrieb in einem Abschiedsbrief: „Mir ist auf Erden nicht mehr zu helfen ...“

Solcherlei Depressionen, so Schreiter-Nixdorf, seien aber nicht einfach nur diffuse Stimmungslagen gewesen, sondern Symptome des Leidens an den politischen Zuständen. Doch die Romantiker waren nicht nur eine Null-Bock- und No-Future-Generation, sondern

brauchten auch immer den Thrill. Ihre zahllosen Friedhofs- und Klagepoeme, Rührdramen und Schauerromane seien ein Indiz dafür, inwieweit der Mix aus Lust und Unlust, die Lust am Leiden und Mitleiden im 18. Jahrhundert eine neue Bedeutung gewonnen hätten.

Wahrscheinlich hätten die Freunde schauerlicher Orte auch an der ungepflegten Langeweile Spaß gehabt, die sich im heruntergekommenen Hörsaal an der Straße Unter den Linden ausbreitet. Der Putz bröckelt, die Pulte sind von Graffiti und Einritzungen des abschweifenden Bewusstseins übersät: Es lebe der FC Rostock! Hansa-Pils for ever! Doch lieferte den Romantikern ausgerechnet die an solch unromantischen Orten betriebene graue Theorie Denkanstöße, die eine Vermittlung zwischen der schnöden Wirklichkeit und der bunten Fantasie versprachen. Als der Dichter Novalis die Werke der wichtigsten zeitgenössischen Philosophen durchforstete, stieß er auf Fichtes idealistische Weltanschauung. Der Jenaer Gelehrte hatte die produktive Einbildungskraft des Menschen zum obersten philosophischen Prinzip erhoben. Euphorisch erklärte nun Novalis: Wenn man das „Fichtisieren“ erst artistisch betreiben würde, könnten ganz neue, magische Formen von Kunstwerken entstehen.

Der Poesie schrieb Novalis die Möglichkeit zu, die Wahrnehmungskraft des Menschen zu erweitern, ja, ihm ein Organ für außersinnliche Wahrnehmungen zu vermitteln. Kein Wunder, dass auch die mittelalterlichen Mystiker Jakob Böhme und Paracelsus bald Novalis' Neugier wecken sollten – doch Schreier-Nixdorf hat keinesfalls vor, heute die X-Akten der deutschen

Kapitel 2

Literaturgeschichte zu öffnen. Konzentriert und sachlich wie bisher setzt er vom Stehpult aus furnierter Spanplatte herab zum Schlussakkord an: Die Romantik könne man schlicht als Versuch verstehen, den aufklärerischen Rationalismus des 18. Jahrhunderts zu kompensieren. Eine irrationalistische Bewegung sei es aber keinesfalls gewesen, sondern der Versuch, Wissenschaft und Kunst durch eine Synthese der Gegensätze zu verbinden.

Das Licht des Overheadprojektors erlischt, die Vorlesung ist zu Ende. Scheinbar zufrieden blickt die Weierstraß-Büste den Zuhörern nach, die den Saal verlassen. Nur die mathematischen Formeln vom Vortag, mit denen die Wandtafel noch über und über bedeckt ist, bleiben zurück.

„Mein Name ist Joe Jones, ich kann auch anders“

„Berliner, habt ihr’s jetzt begriffen!?“ So manch ein Geschoss, das in den Weltkriegen des 20. Jahrhunderts über die Frontlinien pfiß, enthielt lediglich geistigen Sprengstoff – nämlich Flugblätter. Im Zweiten Weltkrieg konnte die Stückzahl der produzierten Flatterzettel beinahe mit der Munitionsproduktion mithalten – nicht nur der Soldat an der Front, sondern auch die Bevölkerung im Hinterland wurde vom Gegner per Flugzeug, Ballon oder Granate mit „Werbepbotschaften“ traktiert, die die Moral untergraben und sogar zum Überlaufen auffordern wollten.

Wo ist all das Papier geblieben!? Vor allem im größten deutschen Feindflugblatt-Archiv des Privatsammlers Klaus Kirchner. Am Mittwoch hat der Erlanger Unternehmer nun sein „Lebenswerk“ an die Berliner Staatsbibliothek übergeben. In der auf die Aufbewahrung loser Blätter spezialisierten Handschriftenabteilung werden, so Stabi-Generaldirektor Antonius Jammers bei der Übergabezeremonie, die als „Einblattdrucke“ bezeichneten ca. 16.000 Flugblätter Kirchners bestens aufgehoben sein. Manche von ihnen stammen aus der Feder prominenter Exilliteraten. So flatterte etwa während des Zweiten Weltkrieges eine von Thomas Manns „Reden an den Feind“ vom Himmel. Aber auch die „Ballade vom heilsamen Schnitt“ von Johannes R. Becher. Oder ein anonymes Flugblatt, dessen Text von Stephan Heym stammt und einen amerikanischen GI

Kapitel 2

unterm Sternenbanner zeigt: „Mein Name ist Joe Jones. Ich lebe gern und achte auch das Leben anderer. Aber wer mich angreift, der muss wissen, dass Joe Jones auch anders kann!“

Nicht von ungefähr erinnern die Flugblätter an Werbe grafiken und Plakatslogans: hier soll eine klare Botschaft an den Mann gebracht werden. Manche sehen auch aus wie Tageszeitungen: „Schlacht im Oderknie“ und „Durchbruch nach Bayern“ meldete etwa die illustrierte Frontpost der US Army Anfang 1945. Das Motto dieser „Luftzeitung“: „Der Starke braucht die Wahrheit nicht zu scheuen!“ Klaus Kirchner hat die Wirkung der alliierten Flugblätter in den letzten Kriegsjahren selbst erlebt. Ihr Besitz war strengstens verboten, sie mussten eigentlich mit der Aufschrift „Feindpropaganda“ versehen und umgehend den Nazibehörden ausgeliefert werden. Doch in seinem Elternhaus wurden sie unter größter Vorsicht gelesen und heiß diskutiert – er selbst trug währenddessen das erste Dutzend seiner späteren Sammlung zusammen.

Als Kirchner nach dem Krieg begann, sich eingehender mit den Propagandaschriften zu beschäftigen, war deren Wert als historische Quelle von der Wissenschaft noch nicht so recht anerkannt. Das hat sich durch die Aktivitäten des leidenschaftlichen Sammlers mittlerweile geändert. Zur Publikation seiner umfangreichen Flugblatt-Bestände gründete der umtriebige Kirchner den “Verlag für zeitgeschichtliche Dokumente und Curiosa”. Auch im Internet ist Kirchner präsent: unter der Adresse <http://propaganda.netdiscounter.de> kann man sich nicht nur einen virtuellen Eindruck der nun

Rauchwolken am Horizont

im Gebäude der alten Staatsbibliothek Unter den Linden lagernden Flugblätter verschaffen, sondern sogar Originale käuflich erwerben. Als Wandschmuck eignen sich die graphisch oft aufwändig gestalteten Flyer jedoch nur bedingt – denn sie sind in den meisten Fällen tatsächlich mit der Aufschrift „Achtung! Feindpropaganda!“ gestempelt. Andererseits kann man natürlich gerade das auch als eine Art Echtheitszertifikat werten.

-- Ende der Leseprobe –

Sie können
„Rauchwolken am Horizont
für 2,99 Euro
als Multiformat-Paket via
ebooknews-press
herunterladen.